

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 30

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

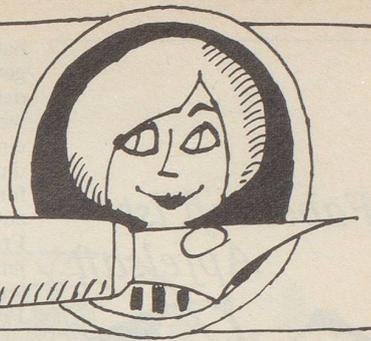
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Madame X

Das Inserat habe ich in einem führenden Frauenblatt der Schweiz gefunden: Madame X stellt Ihnen Ihr persönliches Horoskop aus, übergibt Ihnen die berühmte Glücks-Spirale und nennt Ihnen Ihre Glückszahlen.

Ich schnitt das Inserat aus, legte ihm die drei verlangten Briefmarken bei, brachte es zur Post und harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Sie kamen: 14 Seiten Maschinenschrift, die Madame X persönlich mit ihrer sympathischen Schrift für mich persönlich kommentiert hatte. Sie schrieb: «Mein Gefühl sagt mir, dass ich Ihnen bei der Verwirklichung all Ihrer Wünsche helfen kann. Sie gehören zu den Menschen, die mein Interesse an ihrem Schicksal verdienen (bin geschmeichelt), denn das Glück, auf das Sie Anspruch

haben, entwischt Ihnen immer wieder (wie recht sie hat!), obwohl es zum Greifen nah ist, näher als Sie es für möglich halten.» (Sieh an!) «Es ist höchste Zeit, dass sich dieser Zustand ändert (bin völlig gleicher Meinung). Sie sind im Recht, dass Sie sich dagegen auflehnen (ähm). Das ist eine positive Reaktion, wie sie mir gefällt, und ich möchte Ihnen helfen, diesen Kampf zu gewinnen.» (Gut, kämpfen wir gemeinsam gegen was auch immer!) «Früher konnten sich nur Könige die Dienste eines Beraters leisten, heute jedoch gehören die Auslegungen der grossen Himmelsgeheimnisse nicht mehr nur den Reichen, sondern all jenen, die erkannt haben, dass gewisse auserwählte Personen die Gabe besitzen, einem das Glück näherzubringen.» (Das Glück also auch für unsereins, die Armen – gehe ganz

mit Madame einig.) «Ihr Fall hat es mir angetan, denn ich glaube, dass er gerecht ist (bin wiederum geschmeichelt, ein Fall zu sein – und erst noch ein gerechter). Nutzen Sie jetzt, heute noch die gegenwärtigen Tendenzen, die für Sie noch nie so günstig gewesen sind und es vielleicht nie mehr sein werden.»

Ohne Zeit zu verlieren, mache ich mich ans Ausfüllen des vertraulichen Fragebogens, spreche mit Madame über meine Gesundheit, komme endlich zum Geld: Hätte ich lieber fürs erste 1000 oder 5000 Franken? Ich kreuze 5000 an, schreibe aber ins leere Feld daneben 500 000. Kleinkariertes hat mir nie viel gesagt im Leben. – Nun bin ich auf der letzten Seite angelangt, bei den Sonderwünschen: Ich wünsche, dass die Neider, die meinem Glück den Weg versperren, entlarvt werden. Ich stutze. Nur das

nicht! Was würde ich mit all meinen entlarvten Neidern machen? Der Himmel bewahre mich vor ihnen!

Eine Träne der Enttäuschung fällt auf Madames Handgeschriebenes. Ich wische sie mit dem Handrücken fort – und siehe: es verwischt sich nichts, alles ist eine Photokopie, das Maschinengeschriebene und die ganz persönlich für mich angebrachten Einschiebsel, alles für alle, für Hunderte – für Tausende?

Ich öffne den Abfallimer, lasse meine zum Greifen nahen Tausender, meine ungenutzt bleibenden Glückszahlen mitsamt der Glücksspirale zu den Kartoffelschalen hinuntergleiten. Ich beschliesse, arm zu bleiben und unwissend, bin jedoch Madame von Herzen dafür dankbar, dass sie meine Neider nicht entlarvt hat. Wie gut es mir doch geht!

Suzanne

Flohmarkt

Ein lange gehegter Wunsch war in Erfüllung gegangen. Wir hatten einen Platz an einem Flohmarkt zugeteilt bekommen, wenn auch nur in einem kleinen im Quartier, und mitten in der Woche.

Nun wollten wir das Gerümpel, das sich im Laufe der Zeit bei uns angesammelt hatte, auf vernünftige Art loswerden und in bares Geld verwandeln.

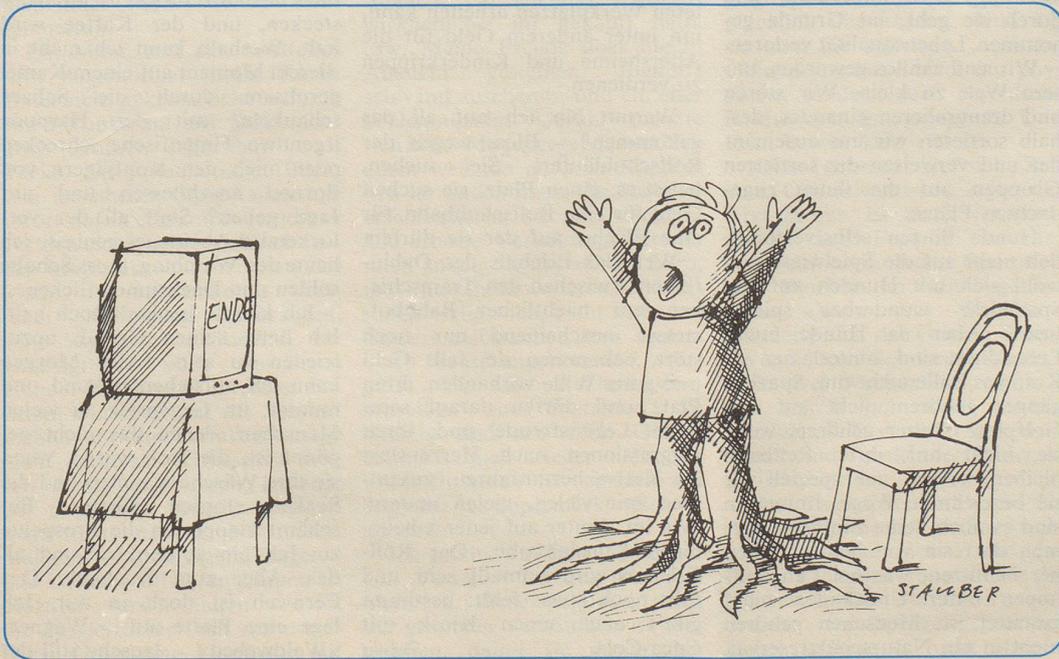
Voller Erwartungen liessen wir uns am Morgen des Markttag vom Mann meiner Kollegin auf den Platz fahren. Weder seine hämischen Bemerkungen noch

das zweifelhafte Wetter taten unserer guten Laune Abbruch. Aus einem Campingtischchen, einem Einkaufswägelchen und einem Sonnenschirm bauten wir unseren Stand auf. Weil der Schirm keinen Sockel hatte, befestigten wir ihn mit Schnur und Klebstreifen am Wagen und am Tisch.

Noch waren wir am Installie-

ren, als sich plötzlich einige Leute auf unseren geöffneten Koffer stürzten, darin wühlten, nach Preisen fragten – und feilschten. Ihr Interesse liess allerdings bald nach, unsere Sachen waren zuwenig alt. Das seien Händler gewesen, erklärte man uns. Jetzt glaubten wir, ruhig einrichten zu können. Meine Kollegin hatte eben ihre feilen Kleider an die Schirmstängelchen gehängt, als ein leichter Wind aufkam. Dadurch verlagerte sich das Gewicht des Schirmes, und er drohte zu kippen. Nun mussten wir ihn abwechslungsweise festhalten. Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Deshalb spannte unser Nachbar ein grosses Stück Plasticfolie über seinen Kleiderständer und fragte uns, ob er diese Haut an unserem Schirm befestigen dürfe. Uns war das recht, gewannen wir doch dadurch zusätzlichen überdachten Platz. Die Freude war von kurzer Dauer: Dem Zug des Plastics folgend, neigte sich unser Schirm und riss den angeklebten Tisch ebenso wie den Korbwagen mit sich. Zum Glück fiel das darauf ausgestellte Geschirr in die Wäschezaine! Freundlicherweise holte uns unser Nachbar einige Backsteine vom nahen Bauplatz. Mit ihnen konnten wir den Stand beschweren.

Ein kalter Wind blies Regen-



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

böen über den Platz. Wir fröstelten. Der mitgebrachte Kaffee wärmte uns nicht lange. Hin und wieder betrachtete ein Passant unsere Habe, kaufte aber nichts. Wir versuchten, unsere Langeweile mit Stricken zu vertreiben. Aber die klammen Finger wollten nicht recht. Die wenigen Leute auf dem Marktplatz hatten es eilig, ans Trockene zu gelangen.

Ich hätte gerne aufgegeben. Nur die Aussicht, den ganzen Plunder durch ein Taxi nach Hause fahren zu lassen, hinderte mich daran. Um uns herum wurde schon vereinzelt eingepackt. Ein Windstoss fegte über den Platz, hob das Dach eines Standes empor und kippte es zu Boden. Unser Plasticdach wirkte wie ein Segel; es drohte, den ganzen Stand fortzuziehen. Mit grosser Mühe retteten wir unser Hab und Gut, hängten Kleider auf, nahmen sie herunter, schoben die verregnete Ware unter den Tisch – und schlotterten. Unsere Schuhe waren durchnässt. Meine Kollegin probierte die ausgestellten Schuhe aus und holte im nahen Warenhaus ein Paar warme Socken, während ich ein Paar Stiefel kaufte.

Gegen Abend hatte sich das Wetter etwas beruhigt; der Platz begann sich zu beleben. Da und dort wurde etwas verkauft. Eine Gasmasken an unserem Stand

hatte das Interesse eines Buben geweckt. Er erkundigte sich nach dem Preis. «Fünf Franken!» Er werde es sich überlegen. Nach einer Weile vergewisserte er sich, dass sie noch da war. Dann entfernte er sich, kam aber bald zum drittenmal und klaubte fünf Franken hervor. «Willst du sie jetzt?» fragte ich. «Ja», antwortete er, «ich kann sie für zehn Franken verkaufen!»

Endlich tauchte der Mann meiner Kollegin auf. Die Aussicht, nach Hause gebracht zu werden, belebte uns. Schnell packten wir die aufgeweichten Sachen zusammen, schnitten den Schirm los und verstaute alles im Wagen. Für Spott brauchten wir nicht zu sorgen. Zu Hause merkten wir, wie müde wir waren: viel müder, als wenn wir den ganzen Tag streng gearbeitet hätten. Selten haben wir uns so nach unseren Betten gesehnt wie an jenem Abend. Ruth

Entflechtung

Als ich die ersten Rollschuhfahrer auftauchen sah, fühlte ich blanken Neid. Wenn ich doch auch! Noch einmal jung sein und mittun: auf den Quais, auf leeren Parkplätzen, zwischen den Leuten hindurch, in den Anlagen, auf den Brücken. – Wie herrlich; und all das blitzgeschwind und elegant!

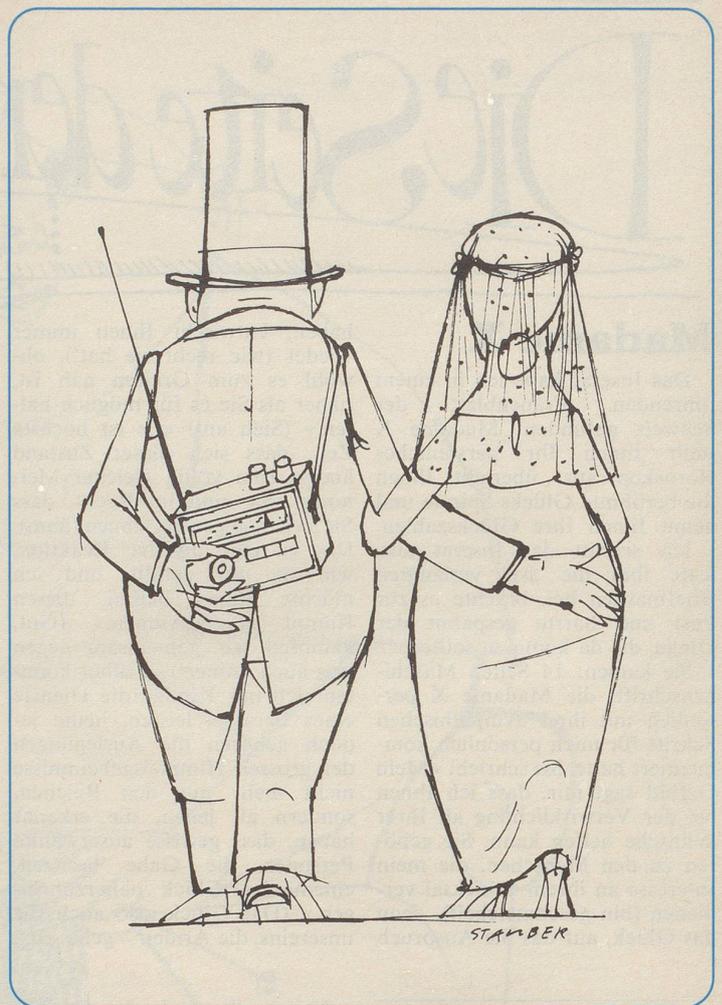
Unterdessen sind es, heisst es, zu viele Roller geworden, sie erschrecken, verunsichern, belästigen. Und das in unserer nervösen Zeit!

Macht euch weg! heisst es, wir geben euch einen Platz, wo ihr dürft, unter euch seid, niemanden stört.

Es ist überall dasselbe: Entflechtung wird angestrebt, und durch sie geht, im Grunde genommen, Lebensqualität verloren.

Wir sind zahllos geworden, unsere Welt zu klein. Wir stören und drangsalieren einander, deshalb sortieren wir uns auseinander und verweisen die sortierten Gruppen auf die ihnen zugeordneten Plätze.

Hunde dürfen selbstverständlich nicht auf die Spielwiese, obwohl sich mit Hunden auf der Spielwiese wunderbar spielen liesse. Aber da Hunde etwas Lebendiges sind, hinterlassen sie Kot, was Bälle nicht tun. Spaziergänger gehören nicht auf den Golfplatz. Reiter gehören, wenn sie nicht auf ihrer Reitbahn bleiben wollen, auf speziell für sie bezeichnete Wege. Immerhin sind es noch keine Einbahnwege; man darf sie von beiden Seiten her benützen, was bei Langlaufloopen unter Umständen nicht gestattet ist. Menschen gehören nicht in ein Naturschutzreservat,



Tiere gehören nicht in Agglomerationen, ausgenommen Goldhamster, -fische, Spatzen, Gartenschädlinge und ähnliches. Alte gehören ins Altersheim, Junge in die Kinderkrippe, damit die Generation zwischendrin an ihren nach arbeitsphysiologischen Gesichtspunkten optimal hergerichteten Werkplätzen arbeiten kann, um unter anderem Geld für die Altersheime und Kinderkrippen zu verdienen.

Warum bin ich auf all das gekommen? – Bloss wegen der Rollschuhläufer! Sie suchen, heisst es, einen Platz, sie suchen Geld für eine Rollschuhbahn, für eine Fläche, auf der sie dürfen.

Weil das Erlebnis des Dahinflitzens zwischen den Tramschienen auf nächtlicher Bahnhofstrasse anscheinend nur noch stört, bekommen sie, falls Geld und guter Wille vorhanden, ihren Platz und dürfen darauf samt ihrer Lebensfreude und ihren Aggressionen nach Herzenslust im Kreise herumfahren, zusammen mit vielen, vielen andern. Wie im Winter auf jeder x-beliebigen Kunsteisbahn. Das Rollerlebnis wird einmalig sein, und falls noch etwas fehlt: bestimmt gibt's auch einen Kiosk mit Coca-Cola. Sylvia

Fernweh

Ehrlich: Ich halte es kaum mehr aus! Beim Frühstück sind die Reiseprosperkte meine Lektüre, und vor Entzücken ob aller glutvollen Sonnenuntergänge in violetten Meeren bleibt mir der Brotbrocken im Hals stecken, und der Kaffee wird kalt. Weshalb kann ich nicht in diesem Moment auf einem Kamel geruhsam durch die Sahara schaukeln, mit der Harpune irgendwo Tintenfische schrecken oder mich den Kopffägern von Borneo anschliessen und auf Jagd gehen? Statt aller der verlockenden Abenteuer genieße ich heute den Waschtage, muss Schuhe sohlen und Dachrinnen flicken.

Ich könnte heulen! Doch halt! Ich habe keinen Grund, unzufrieden zu sein. Jeden Morgen kann ich aufstehen, gesund und munter, im Gegensatz zu vielen Menschen, denen das nicht gegönnt ist, die froh wären, wenn sie ihre Wäsche waschen und die Socken stopfen dürften. Beschämt klappe ich die Prosperkte zu. Ich bin ja dankbar und all das. Aber zum Kuckuck! Das Fernweh ist doch in mir. Ich lege eine Platte auf – Wagners «Waldweben» –, lausche still der

zauberhaften Musik und laufe dann beruhigt mit meinem Hund durch den Wald. Dort gibt es eine Lärche mit unzähligen lila Zäpfchen, die durch das lichte Grün schimmern, und die feinen, weissen Waldmeister zieren den braunen Boden mit einem Spitzenmuster.

Der Blick schweift frei und weit. Riesigen Tüchern gleich legen sich die goldgelben Rapsfelder über das Land. Tief atme ich die klare Luft und mit ihr die Freude ein. Schön ist es zu Hause! denke ich. Froh will ich meine Wäsche besorgen und all die anderen nützlichen Dinge tun. Im Moment ist mein Fernweh überwunden, ich weiss aber, dass es spätestens in einer Stunde wiederkehrt und heftiger denn je von mir Besitz ergreift. Dann aber kann mich nichts mehr aufhalten, dann muss ich eilen und eine Reise buchen – zu Borneos Kopfjägern. *Leni Kessler*

Paria

Ein Caféhaustisch mit zwei Stühlen – als einziger noch ohne Gast. Schuld daran ist zweifellos sein Standort: er befindet sich, allen Blicken erreichbar, inmitten des Lokals. Nicht einmal eine Eckbank gegenüber, deren «Rückhalt» man spüren könnte...

Menschen kommen und gehen, Blicke wandern den Tischreihen entlang. Die «Konversation» beschränkt sich fast ausschliesslich auf das Herbeirufen der ewig lächelnden Serviertochter. Eine unterkühlte Atmosphäre herrscht hier, geht von gelangweilten Gesichtern aus. Die Dorfprominenz zeigt ihre träge Eleganz. Trotz des wechselseitig wohlwollenden Kopfnickens spürt man das manchmal herablassende Sich-Ignorieren.

Ein Mann tritt ein, zweifellos kein Angehöriger dieser Kaste. Zwar nicht gekennzeichnet durch einen Punkt auf der Stirn, aber doch deutlich erkennbar – als Türke. Sein flackernder Blick, sein unsicherer Gang fallen mir sofort auf. Verkrampft steuert er auf den einzigen leeren Tisch zu – den beschriebenen. Steif sitzt der Mann da, unbarmherzig kritischer Musterung unterzogen. Eine Zigarette anzündend, beschäftigt er seine unruhigen Hände. Verharrend in dieser Position, wartet er auf die Serviertochter, die ihn auffallend lange nicht bemerkt. Schliesslich äussert er seinen Wunsch, ist aber der deutschen Sprache anscheinend nicht mächtig. Nach dreimaligem, ungeduldigem Fragen – das Lächeln auf ihren Lippen ist plötzlich verschwunden – stellt die Serviertochter mit unfreundlicher Geste eine Limonade auf

den Tisch. Zögernd sein Portemonnaie ergreifend, zahlt der Fremde gleich, trinkt, erzwungen bedächtig, sein Glas leer, steht auf und schreitet langsam zur Tür.

Er tut mir leid. Wie ausgestossen muss er sich gefühlt haben! Ich fühle mich fehl am Platz. Und gehe. *Christine*

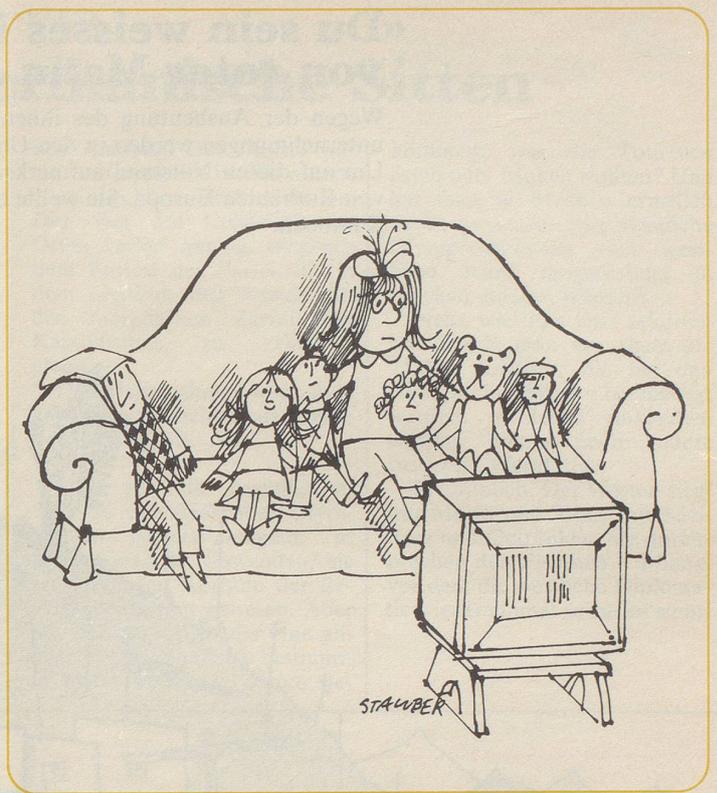
Der gute Schein

Meine kleine Tochter (sechs Monate) erhält meistens zum Zvieri ein Fruchtjoghurt. Eines Tages war ich bass erstaunt, als sich im Aprikosen-Joghurt ein undefinierbarer Gegenstand befand, der dem Magen eines Säuglings bestimmt nicht besonders bekömmlich war. Im Sinne wachen Konsumentenbewusstseins sandte ich den Gegenstand mit einer kleinen Notiz an die Herstellerfirma. Freudig überrascht erblickte ich später nicht nur einen sehr freundlichen Entschuldigungsbrief, sondern auch einen Gutschein für zehn Gratis-Joghurts, zu beziehen an der hiesigen Verkaufsstätte.

Beim nächsten Einkauf präsenzierte ich stolz den Bon. Die Frage, ob ich einen Wettbewerb gewonnen hätte, verneinte ich wahrheitsgetreu und erzählte natürlich die Geschichte vom mit seltsamen Gegenständen angereicherten Joghurt. Da kam ich bei der Verkäuferin an die falsche Adresse! Ungehalten informierte sie mich über meine Rechte als Konsumentin. Bei *ihr* hätte ich mich über allfällige Mängel beschweren müssen; *sie* hätte mir das Joghurtli schon ersetzt. Welch eine Frechheit, fuhr sie fort, sich direkt an die Herstellerfirma zu wenden! Ob ich das Joghurtli wirklich bei ihr gekauft hätte usw. Meine Freude über die in Aussicht gestellten Joghurts schwand zusehends, und ein eher beklemmendes Gefühl machte sich in der Magengegend breit. Vor allem weil die anderen Kundinnen im Laden mich, die Joghurterschleicherin, kritisch bäugten. Die erboste Verkäuferin verwies mich gnädig an das «Orts»-Büro, und unter ihren weiteren Schmähreden verliess ich, nicht mehr besonders selbstsicher, den Laden.

Zu Hause angekommen, «vergass» ich alle Reklamations-schreiben und Wutreden. So wichtig sind mir zehn Gratis-Joghurts auch wieder nicht. In Zukunft werde ich einfach die Joghurts im Supermarkt vis-à-vis erstehen...

Ich sandte den Bon dem hiesigen Verteilerbüro zu, mit dem Vermerk, diese Joghurts seien der grimmigen Verkäuferin zu vermachen, damit sie durch den



Genuss der Joghurts etwas freundlicher werde...

Seither sind Monate vergangen, und ich habe keine Antwort erhalten. Falls Sie, liebe Leserin, beim nächsten Einkauf eine besonders ausgeglichene, freundliche Verkäuferin antreffen, fragen Sie sie doch bitte, ob sie ein Gratis-Joghurt gegessen habe...

Mayèse

Bittere Medizin

Frau B. hatte einen kleineren Eingriff unter Narkose und vier Tage später eine grosse Operation glücklich überstanden. Nun lag sie matt im Spitalbett – all das Geschehene hatte nicht nur physische, sondern auch psychische Kräfte von ihr gefordert. Und Frau B. war kein «Riese».

«Nun nehmen Sie sich Zeit zum Gesundwerden», sagte der Arzt zu ihr. Es klang verständnisvoll, und Frau B. strahlte: «Ich bin nach jeder Operation drei Wochen im Spital geblieben.» «Was, drei Wochen?» wunderte sich der Gott in Weiss. «Wenn *ich* operiere, dauert's nicht drei Wochen!» Sprach's – und schritt hoheitsvoll hinaus, eine ziemlich verdutzt aus dem Spitalhemd guckende Patientin zurücklassend.

Drei Tage später, während der Arztvisite: «Sie hat nachts so geschwitzt; man musste ihr das Hemd wechseln», rapportierte die Schwester. Der Starchirurg verordnete eine Spritze gegen das Uebel. «Ginge es nicht ohne?»

fragte Frau B. schüchtern. «Ich habe 38 Grad Fieber, ich denke, da muss doch etwas ausgeschwitzt, nicht unterdrückt werden.» «Woher kommen denn *Sie?*» lautete die barsche Gegenfrage. «Vielleicht dorther, wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen?» «Ich bin tatsächlich auf dem Lande aufgewachsen», gestand Frau B., verlegen an der Bettdecke zupfend. «Eben, da haben wir's! Dort glaubt man noch an dieselben Märchen wie vor fünfzig Jahren. Ausschwitzen! Nein, nein, das ist die Umstellung im Organismus. Sie haben Wallungen!»

Also verpasste man dem Opfer eine Spritze, die das Problem des nächtlichen Trockenlegens schlagartig löste.

Frau B. blieb insgesamt dreieinhalb Wochen im Spital. Nicht, um «es dem Doktor zu zeigen», sondern weil ihre eher zarte Natur kein früheres Heimgehen erlaubte. Sie hoffte, bei jenem Arzt, der sie ins Spital eingewiesen hatte, mehr Verständnis zu finden. «Ich habe eine Art Schock erlitten nach dieser Operation», vertraute sie ihm beim nächsten Besuch an. «Nun ja, ein solcher Schock kann oft ganz heilsam sein», lächelte der Angesprochene. Worauf Frau B. die Konsequenzen zog und den Medizinmann wechselte...

Es ist zu hoffen, dass die kommende Aerzte-Generation nicht nur an Chemie, Technik und das eigene Können glaubt, sondern auch die menschliche Natur berücksichtigt. – Ansätze dazu sind vorhanden. *Annemarie A.*